

war so viel Selbstgarnie vorhanden, so viel Aynismus und so viel Selbstsucht. Überall Unglück von der Küste des Pazifischen Ozeans bis zum Adriatischen Meere, von den Seidenbergen von Tokio bis zu dem unterwühlten Balkan, nirgends ist Aufblühen, nirgends Zufriedenheit. Werden wir auf die Dauer Insel der Seligen bleiben können, bei so viel Trübsal, und mahnt nicht alles zur Vorsicht, zur Eile, insbesondere in der Eisenbahnreform und zu gesteigerter Arbeit? Die Zeit der kleinen Unbilligkeiten, der Wascherln und Flinkerln ist vorüber. Dieser Ausbruch paßt nicht in unsere Epoche. Der Hochstrahlstrom gehört vielmehr in die Atmosphäre des Vormärz als in das arbeitende und sich neu schaffende Oesterreich.

Die deutsche Krise.

Gedanken über ihre Grundlagen und die Möglichkeit ihrer Lösung.

Von Ernst Streeruwitz.

Wien, 6. September.

Der deutsche Zusammenbruch ist eine Teilercheinung der gesamteuropäischen Krise und demgemäß nur im Zusammenhang mit ihr zu erklären. Weil die Parteien selbst in unlösbarer Widerstreit liegen und sich keine aufstehende Macht findet, die aus Motiven einer höheren Verantwortung eingreifen will, erscheint der Verfall unaufhaltsam. Alles Streben nach klarer Erkenntnis ist durch das Gefühl der wärmsten Teilnahme, die Massenuggestion, die Reue der Erscheinungen, die Anwendung unrichtiger Analogien aufs höchste erschwert. Nur die sorgfältigste Erwägung vom Grund aus mindert die Gefahr schweren Irrtums.

Kleinstaaterei und Partikularismus haben den nationalen deutschen Gedanken Jahrhundertlang unterdrückt und Deutschland kraftlos gemacht. Erst die allzu rücksichtslose Ausbeutung dieser Lage durch Napoleon I. konnte den Umschwung zeitigen, dessen mangelnde Erkenntnis seinen kaiserlichen Nachfolger nach Sedan geführt hat. Die Frucht des Sieges für Deutschland war ein Aufschwung, der die gefährlichsten Rivalitäten ausgelöst hat, und das Erwachen des französischen Revanchegedankens. Eduard VII. hat Englands bedrohte Vormacht durch systematische Zusammenführung dieser für Deutschland gefährlichen Strömungen zu retten versucht. Sein Kalkül war richtig; Frankreich kniet auf der Brust des geschlagenen entwaffneten Gegners. Dieser Gegner ist zwar durch Selbstpreisgabe der letzten Gegenwehrmittel derzeit hilflos, in der Zukunft aber gefährlicher als vorher, weil die gestern bestandene übermächtige Kräfteansammlung Frankreich niemals mehr zur Verfügung stehen wird. In solcher Lage erwacht Vernichtungswille um jeden Preis und mit allen Mitteln zur Abwehr der drohenden Gefahr. Die Erkenntnis der solchen Streben gezogenen Grenzen erzeugt trotz Säbelrasfeln die Angst mit allen igtren Fehlpulsen und Fehlschlängen. Diese wieder entern Frankreich von seinen Handlungen und steigern den Feindwiderstand. Die Mentalität Deutschlands im Jahre 1918 würde, wenn Amerika nach erlangtem Siege in die Rolle des starken gerechten Vermittlers hinübergefunden hätte, wenn nicht für immer, so sicher für eine lange Zeit Ruhe und Frieden ermöglicht haben. Ein Vertrag aber mit den vernichtenden Bedingungen von Versailles und die nachfolgende Persekution müssen das Gegenteil herbeiführen. Frankreich schmiedet mit seinen härtesten Schlägen selbst das dem Gegner zerbrochene Schwert, welches in kommenden Tagen — ungewiß wann, aber sicher — seine fäugende Hand finden wird. Daß dieses Bild nicht rechtsradikalem Empfinden entspringt, sei

besonders betont; aber es gibt Entwicklungen, die sich allem menschlichen Wollen oder Nichtwollen entziehen.

Ueber die Rechtsfrage der Ruhrbesetzung vom Standpunkt des Völkerrechtes zu urteilen, ist zweifellos. Der Frieden ist ein Diktatfrieden — durch Irrtum und Drohung zustande gekommen. Der Irrtum liegt im Vertrauen auf die Zusagen Wilsons, welche seine Partner ihrer Kraft und ihres Inhaltes zu berauben wußten; die Drohung als Zwangsmittel zur Unterfertigung macht das Abkommen moralisch unverwundlich. Die Erwägung erscheint jedoch vorerst wertlos — die Mittel zur Remedur fehlen. Nicht einmal moralischer Einfluß kommt diesem Umstand zu, weil auf der Gegenseite jede Spur einer auf Gerechtigkeit abzielenden Denkungsart fehlt; die bezügliche, aus oberflächlichen Beobachtungen gewonnene Erwartung in Deutschland war fehlerhaft und schädlich. Als Ersatz der zurzeit unmöglichen Gegenwehr wurde der „passive Widerstand“ angenommen und es hat eine Zeitlang den Anschein gehabt, als sollte derselbe erfolgreich werden. Passives Verhalten ist aber selten ein Mittel gegen starke feindselige Kräfte, besonders dann nicht, wenn die Zeit für den Gegner arbeitet. Der ganze verursachte Schaden geht in diesem Fall zu Lasten des Resistenten, der überdies das Risiko seinerzeitiger Kostenbedeckung eingeht. Der Heroismus hat in der Nachkriegszeit an seiner Eignung, Sympathien auch beim Gegner zu erwecken, eingebüßt. Der als böswillig bezeichnete Widerstand, besonders aber die fittlich verständlichen, aber sachlich nutzlosen Sabotageakte, boten Vorwand zu immer neuen und weitergehenden Bedrückungen. Der stille Kampf im Ruhrgebiet bedeutet Konzentrierung der gesamten deutschen Last in ihrer vollen Schwere und Schmerzhaftigkeit auf einen, dem mindesten Punkt. Die grausame Behandlung der Bevölkerung ist für die Franzosen zweckdienlich, weil sie zu neuerlichen, auch neue Vorwände bringenden Widerstandsakten aufreizt und den minder aktiven, seine Leiden nicht in Kraft umsetzenden Teil der Bevölkerung, zermüdet. So bitter und mißdeutungs-fähig daher eine solche Feststellung sein mag, muß es ausgesprochen werden, daß der passive Widerstand für sich allein in der von der deutschen Regierung organisierten Form ein verfehltes Mittel gewesen ist, welches in seiner Auswirkung den gefährlichen Zustand verschärft. (Wir können dieser Ansicht des verehrten Herrn Verfassers nicht beipflichten. Anm. d. Red.)

In wirtschaftlicher Richtung hat die Ruhrbesetzung zur Abschmürung des Zentrums der deutschen Arbeit und hiedurch zur Vernichtung der deutschen Währung geführt. Das letztere wäre keineswegs zwingende Folge gewesen, wenn die Gegenwirkung nicht gänzlich verjagt hätte; allerdings auf Basis eines Denkfehlers, der nicht den Deutschen allein zum Vorwurf gemacht werden kann. So schwer die wirtschaftlichen Folgen der Ruhrbesetzung sein mögen; es ist nicht richtig, daß das Volkswertmögen als wahre Grundlage der Zahlungsfähigkeit sich auch nur annähernd in dem Verhältnis des Geldverfalles vermindert hat. Der unträgliche Gegenbeweis ist, daß sämtliche Realwerte im gleichen Maß hinauf multipliziert werden, in welchem die Währung herunter dividiert wird. Es handelt sich eben nicht um eine Vermögensvernichtung, sondern um die Zerstörung des Wertmessers, die erst sekundär, allmählich und nur zum Teil die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft herabsetzt. Auch der Anlaß des Währungsverfalles erhärtet die Nichtigkeit dieser Behauptung. Die Mark sinkt infolge der Devisenpanik. Das hemmungslöse Streben, fremde Devisen zu bekommen, und der Wunsch auf der anderen Seite, die Mark los zu werden, ja mehr als das, aus politischen Gründen zu vernichten, hat die Mark, bildlich gesprochen, aus dem Kreislauf um das

wirtschaftliche Gravitationszentrum herausgerissen; es ist nicht wahr, daß die Mark als Repräsentant deutschen Vermögens entwertet wurde; es ist wahr, daß sie zum Teil vorzüglich, zum Teil durch Panik, zum Teil — als Zahlungsmittel für Devisen — durch das reine Handelsverhältnis von Angebot und Nachfrage in den Abgrund geworfen worden ist. Diesem gewiß in der Form des Geldverfalles von heute verankerten Umstand wenigstens teilweise entgegenzuarbeiten, wäre möglich gewesen. Das Gleichnis mit dem Oesterreich der Inflationsperiode stimmt nicht, weil es sich dort um einen wahrhaft inneren, organischen Verfallsprozeß von längerer Dauer gehandelt hat und nicht um einen moralischen Kollaps infolge politischer Insulten. Die überstürzte Anpassung der inneren Preisbildung an den Marktfall war die Folge dieses Fehlschickens, wobei angesichts des plötzlichen Hereinbrechens des Unheils Gegenmaßnahmen gewiß äußerst erschwert waren. Aber unmöglich waren sie nicht, und wenn es als Tatsache anerkannt wird, daß die Markentwertung nicht als Zeichen proportionaler Verarmung, sondern nur als technischer Verfall des Auslandwertmessers anzusehen ist, so erscheint als einziges Mittel zur Hemmung des radikalen Zerfallens dieser falschen Bindung durch Schaffung einer inneren, irgenbwo auf besondere Art real unterlegten Fixvaluta im Zusammenhang mit anderen im folgenden anzugebenden Mitteln.

Es ist fraglich, ob der allzu weit ohne Widerstand vorgeschrittene Prozeß in Deutschland noch überwunden werden kann, ohne daß es vorher zum äußersten kommt. Un-erwartete Ereignisse, böser Wille von der einen, Fehler von der anderen Seite, können täglich zu einer Katastrophe führen. Aber die bezügliche Befürchtung rechtfertigt in keiner Weise die Passivität der Verantwortlichen. Den Worten müssen nunmehr Taten folgen! Als bezüglicher, nicht ganz aussichtsloser Versuch könnte etwa Folgendes erwogen werden:

1. Die deutsche Regierung möge trotz der hierzu notwendigen, geradezu übermenschlichen Überwindung berechtigter Gefühle den Standpunkt der absoluten, ungeminderten passiven Resistenz revidieren. Deutschland darf seiner Standhaftigkeit nicht seine Existenz opfern. Das Siegesgefühl Frankreichs, für welches das Aufgeben des Ruhrunternehmens dem Einbekenntnis schwerster Fehler und einer starken Einbuße an Ansehen gegenüber der Entente und bei der eigenen Bevölkerung gleichkommt, muß ins Kalte gezogen werden. Es gibt andererseits moralische und materielle Vorteile, welche Frankreich ohne Einbuße an Prestige Deutschland als Kompensation gewähren könnte, zum Beispiel den Abbau der Verkehrshindernissen zwischen Deutschland und dem besetzten Gebiet; die Verpflichtung zur Unterlassung weiterer Gewaltmaßnahmen, Befreiung Eingekerkelter und die Zusicherung sachlicher Verhandlungen über die Streitpunkte; große, reale Vorteile, verbunden mit einer bedeutenden Stärkung für Deutschland möglicher Stimmungen und Einflüsse in der ganzen Welt. Das Friedensangebot eines Wehrlosen auch bei ihm zugesägtem Unrecht gereicht ihm nicht zur Schmach.

2. Eine nicht allzulange befristete Sistierung des freien Devisen- und Effektenhandels würde die Lage entspannen. Es wird nicht übersehen, daß die Begehung und Kursbildung der Mark an fremden Börsen von dem Willen der Regierung nicht abhängig ist. Es erscheint aber recht gut denkbar, die nachteilige Inlandentwicklung insoweit zu hemmen, bis die im Prinzip geänderte Haltung Deutschlands und der Beginn des Aufstieges positiven Handelns auch die ausländische Be-

da draußen bist ja Du! Und wenn nun dann der Mensch erst auch noch auf die zunächst wüßt aus ihm aufbrechenden Laute horchen, sie sich merken, sie voneinander scheiden, sie als Zeichen gebrauchen, und gar wenn er sie gesellen, sie bestimmen lernt, wenn die Gesellschaft von Lauten, sozusagen ihre Polis entsteht: die Sprache, dann scheint er gesichert, den Weg der Liebe nicht mehr verlieren zu können. „Sprache ist der volle Atem menschlicher Seele“, sagt Jakob Grimm; in der Begabung des Lautes mit Sinn, in seiner Begeisterung, in der unbegreiflichen Wandlung des Schreies zum Wort gewahren wir den Hauch des Schöpfers selber am Werk. Sprache kann zunächst nur sozusagen als Webet zur Welt gekommen sein. Mit der Sprache war der Menschheit ein Pfand der ewigen Liebe gereicht.

Doch in jedem von uns scheint ein Aberwitz zu lauern, der sich am Gebrauch unserer Gaben nicht genügen läßt, sondern neugierig erproben will, wie sie sich denn bei Mißbrauch bewähren würden. In derselben Stadt, der wir die reinste Blüte der Sprache verdanken, in Athen, ist zuerst der lästerliche Versuch gewagt worden, ob denn das Licht der Sprache nicht zur Abwechslung doch auch einmal zum Verdunkeln benützt, ja vielleicht ihrer verbindenden Liebeskraft umgekehrt eine lösende, trennende, zerstreuende Wirkung abgenommen werden könnte: die Sophisten entdeckten die tiefe Fragwürdigkeit, Zweideutigkeit des Wortes, das ja niemals, wie wir in der ersten Freude meinen, vermag, die Sache selbst zu geben, sondern uns immer nur ein Zeichen bringt, durch das uns die Richtung angegeben wird, in der die Sache liegen muß, aber nicht bloß diese eine Sache, sondern mit allerhand anderen zusammen. Die Sophisten merkten, daß das Wort nichts über die Sachen auszusagen weiß, sondern sie bloß ansagt, bloß hinwinkt, wo sie liegen. Und wenn dies zu einer vorläufigen Verklärung der Menschen über die Sachen hinreicht, freilich im Grunde bloß darüber, an welcher Stelle des Zusammenhangs jede der Sachen zu finden ist, so hatten die Sophisten nun noch ihren besonderen Spieß an der heillosen Verwirrung, die entstehen muß, wenn Zeichen, Fahnen, Zaunpfähle für die Sachen selbst genommen und über sie befragt werden.

Wenn wir sagen, ein Mensch lasse mit sich reden, so meinen wir damit im Grunde nur seine Geneigtheit, sich mit uns an denselben Wortzampfwahl zu stellen und dadurch eine Zeitlang das immer wieder aufgereagte Mißtrauen zu beschwichtigen, in das jedermann das Geheimnis seiner inneren Eigenwelt einhüllt. Wir dürfen ihn nur nicht zu lange reden

lassen, sonst kommt es auf, daß alle Menschentrebe ja doch immer nur ein unheilbares Aneinandervorbeireden bleibt, uns gegeben, um einander nicht merken zu lassen, in welches tiefe Mißverständnis aller jeder von uns eingekerkert ist. Aber fühlen wir nicht auch darin noch den sanften Liebeshauch wieder, der in den Wipfeln der Sprache rauscht?

Solange der Mensch noch der Sprache die Kraft zutraut, ihm die Sache selbst geben zu können, hält er sie heilig. Das sind ihre großen Zeiten. In seiner andächtigen Zuersticht erstarbt sie selbst und, von der gewaltigen Zustimmung wie beflügelt, wird sie schöpferisch. Auf den Lippen Homers scheint das Zeichen noch aus den Klüften der Erde nicht abgelöst, und in allem, was wir Poesie nennen, vernehmen wir den Seufzer des Wortes nach jener verlorenen Unschuld, in der es noch von der Trennung nichts wußte. Ja, es ist, als ob das Wort sich immer von neuem dagegen wehrte, nichts als bloß Zeichen zu sein: in jedem Dichter setzt es sich wieder zur Wehr. Und auch was wir rhetorisch nennen, wirkt doch auf uns so stark nur durch den Lärm, mit dem das Wort da sein eigenes schlechtes Gewissen zu betäuben sucht. Weshalb wir auch gerade jetzt, wo durch „Sprachkritik“, des unvergesslichen edlen Fritz Rauhner vernichtende Tat, gleichsam der Sprache selbst ihr eigener Trug verhalten worden ist, rings eine neue Rhetorik so maßlos anschwellen sehen. Doch echte Kritik ist ja immer nur ein Schritt durchs Rein in ein höher gelegenes, weiter offenes Ja hinaus. Wenn Kant einst seiner Zeit jede Gewißheit zu nehmen schien, ist es er gerade jetzt, von dem sich seine Nachkommen eine neue Sicherheit holen zu können hoffen. Als ich ein Kind war, sagt der heilige Paulus, sprach ich wie ein Kind, ich verstand wie ein Kind, ich dachte wie ein Kind, aber als Mann tat ich das Kind ab; und nach einem gewaltigen Atemzug aus der Tiefe seiner Seele fährt er fort: Jetzt schauen wir Rätsel im Spiegel, dereinst aber werden wir schauen von Angesicht zu Angesicht! Nur mit etwas anderen Worten sagt der Neukantianer dasselbe: er sieht den Gegenstand des Erkennens für uns immer von der Erkenntnisfunktion bedingt, und so können wir nichts ergreifen, ohne daß sich ihm unser Griff danach einprägt, wir können nichts von Angesicht erblicken, denn alles trägt den Schleier unseres Blickes. Unmittelbar das Wirkliche zu fassen, müssen wir auf Erden verzichten, denn was wir berühren, daran drücken wir ja schon unsere Finger ob, und in dem unser Auge den Strahl, unser Ohr den Schall, unser Geist den Sinn auffängt, sind immer Strahl und Schall und

Sinn schon wieder Taten unserer eigenen Kraft geworden: wir verzaubern unablässig die Welt! Nur ihr Schattenspiel in unserem Geiste können wir von der Wirklichkeit gewahren: von jedem Eindruck blickt uns nur ein Abbild, und befehen wir ihn, ist's nur unser eigener Ausdruck.

Aus dieser Erfahrung ist nun allmählich im stillen eine ganz neue Disziplin entstanden, die sich bescheidet, sozusagen bloß dem Menschen beim Zaubern auf die Finger zu sehen. Sie will nicht hinter den Spiegel kommen, sie möchte nur das Spiegeln selber am Werk oder beim Spiel beschauchen. Wir haben keinen empfinden Lauscher an der Wand, hinter der unser Bild der Welt hervorgezaubert wird, als Ernst Cassirer. Er hat zunächst, an Herders ahnendem, Goethes gegenständlichem Denken geschult, die Vorgeschichte des deutschen Geistes durchforscht und den Nihilismus, der im ersten Schrecken vor der „Unsicherheit der Sinne“ jeden befallt, überwinden durch Umstellung des Problems, indem er es fortan darin sah, nicht mehr nach der *Resum natura*, sondern nur noch nach dem uns zugewiesenen Modus *eognosendi* zu fragen, sich immer mehr verengend auf Beobachtung der menschlichen Selbsttätigkeit an unserer Erkenntnis. „Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten“, sagt Goethe. In solcher einsichtiger Beschränkung, die stets ihren bewußten Weiten belohnt sieht, wurzelt auch die Kraft von Cassirers neuem Buch, das, von der Sprache handelnd, der erste Band einer „Philosophie der symbolischen Formen“ ist (Bruno Cassirer, Verlag Berlin, 1923), eines Versuches, nach-einander „die Funktion des sprachlichen Denkens, die Funktion des mythologisch-religiösen Denkens und die Funktion der künstlerischen Anschauung derart zu begreifen, daß daraus ersichtlich wird, wie in ihnen allen eine ganz bestimmte Gestaltung nicht sowohl der Welt, als vielmehr eine Gestaltung zur Welt, zu einem objektiven Sinnzusammenhang und einem objektiven Anschauungsganzen sich vollzieht.“ Sein Magius kann sich auch wieder auf ein Wort Goethes berufen, auf den, was Natur und Geist ihm geben, komprimierenden Satz: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahrt wird.“ Indem Mensch und Welt unablässig ineinander eintauchen, auseinander aufstehen, entstehen Regenbogen, deren schönster für uns doch die Sprache bleibt: denn was wären uns alle Herrlichkeiten des Daseins, könnten wir sie nicht zutraulich beim Namen nennen?